



Getrocknete Torfkastl werden mit dem Sammler zu Torfhaufen aufgeschichtet.
Fotosammlung Laudien

„...alles hat sich um den Torf gedreht.“

Herr L. ist in einer Torfarbeiterfamilie in der Saline, so die Ortsbezeichnung für das Areal, in dem die Verwaltungs- und Firmengebäude der BHS¹ standen, groß geworden. Auch heute lebt er mit seiner Familie in Nicklheim. Seit 1974 arbeitete er bis zur Einstellung des Torfabbaus im Jahr 2005 im Torfwerk, zuletzt als Werksmeister. Er war neun Jahre Arbeitervertreter im Betriebsrat, davon acht Jahre lang Betriebsratsvorsitzender. Seine Eltern betrieben von 1961 bis 1973 die sogenannte Kantinenwirtschaft in der Saline, es war die Wirtschaft der „Fuizler“. Im Interview, das im Nicklheimer Pfarrheim statt fand, kommen die Fragen nach dem Lebensalltag in seiner Torfarbeiterfamilie ebenso zur Sprache wie das Wirtshausleben, die technischen Veränderungen im industriellen Torfabbau oder der Zusammenhalt unter den Arbeitern. Herr L. ist mit 58 Jahren einer der „jungen“ Interviewpartner. Er ist Gründungsmitglied des im Jahr 2006 gegründeten „Nicklheimer Torfkulturvereins D’Fuizler e.V.“ Neben der sozialen Aufgabe, die Dorfgemeinschaft Nicklheims zu stärken, stellt sich der Verein das Ziel, die Geschichte und Tradition des Torfabbaus zu erhalten und die Torfkultur weiterleben zu lassen.

Kindheit in der „Filzn“

Ich bin 1953 hier in Nicklheim geboren. Mein Lebensradius erstreckt sich auf etwa 200 bis 250 Meter, gerechnet von dem Ort, an dem ich geboren bin, wo ich aufgewachsen bin und wo ich heute lebe, wo ich mein Haus gebaut habe. Ich bin in der Filzn geboren, habe mich hier herumgetrieben mit meinen Spezln, bin hier zur Schule gegangen. Was die Schulzeit anbelangt, gab es schon immer die Rivalität Fuizn – Nicklheim. Wir waren halt die „Fuizler“, die anderen waren die Nicklheimer. Der Unterschied ist geografisch. Schon wegen unserer Wohnlage waren wir „Fuizler“ außerhalb der Schule für uns, und die Nicklheimer für sich, wie in Städten die Stadtteile, so könnte man das am ehesten beschreiben. Es wurde manchmal in der Schule schon ver-

einbart: Heute treffen wir uns wieder auf der Schneiderwiese. Das war unsere „Kampfwiese“, wo wir halt nach der Schule ein bisserl gerauft haben. Jeder hat was abbekommen. Das war im Nachhinein nichts Ernstes, aber damals haben wir es als Revierkämpfe betrachtet. Die Schneiderwiese lag in der Mitte zwischen Nicklheim und den „Fuizlern“ im Wald. Am nächsten Tag in der Schule hat wieder alles gepasst. Es war also keine Feindschaft. Wir haben damals Hütten, Baumhütten gebaut. Wenn wir eine der Hütten der Nicklheimer ausfindig machten, haben wir diese halt kaputt gemacht, wenn es ging. Und umgekehrt genauso. Wir waren damals mehr oder weniger immer im Wald in unserer Freizeit. Das war so unsere Kinder- und Jugendbeschäftigung.

Interviewerin: Gibt es das heute auch noch?

Meine Enkel wachsen ähnlich wie ich in der „Fuizn“ auf. Sie sind hier geboren und wohnen hier. Wenn ich sie spielen sehe, mit fünf, acht und zehn Jahren, da geht es genauso rund. Sie können sich ebenso frei bewegen wie ich damals.

Von den Eltern aus hatten wir die vollkommene Freiheit. Sie wussten, wir sind im Wald, wir waren den ganzen Tag unterwegs. Oft waren wir auch beim Vater, der in der Filze gearbeitet hat. Bei ihm durfte ich zum Beispiel auf der Maschine mitfahren. Das einzige, was wir als Kinder machen mussten, war es, am Abend den Brenntorf für unsere Wohnung herein zu tragen, etwa zwei bis drei große Holzschwingen voll. In jedem Haushalt wurde mit Torf geheizt. Das war in fast jeder Familie so. Der Torf hat da sein müssen.

I: Das kann man sich im heutigen Arbeitsleben kaum vorstellen, dass ein Kind in seiner Freizeit mal schnell zum Vater schaut, sich zu ihm auf den Bagger setzt, mitfährt...

Ja, das war ganz normal. Oft war ich den ganzen Nachmittag bei meinem Vater in der Arbeit dabei. Wenn sonst nichts mit den anderen Kindern zusammen kam, hieß es oft von der Mutter: „Kannst dem Pap die Brotzeit aussü bringen“. Das kam darauf an, welche Schicht er hatte. War ich bei den Arbeitern draußen, blieb ich so lange es ging, bis es zu dämmern anfang. Dann schickte

er mich nach Hause. Denn im Sommer waren die Arbeiter bis in die Nacht hinein draußen, weil sie das Wetter ausnützen mussten.

I: Was hat Ihnen als Kind daran gefallen?

Die Freiheit, das uneingeschränkte Tun-Können, was ich als Bub wollte. Da hast du keinen hinter dir gehabt, der gesagt hätte: „Mach dies nicht“ oder „Mach das nicht“. Schon als Kinder sind wir mit Maschinen in Berührung gekommen. Das hat von den Arbeitern natürlich keiner so recht wollen, dass ich als Bub dabei bin. Aber irgendwie bekamen wir doch viel mit.

I: Hat Ihr Vater, wenn Sie den ganzen Nachmittag mit auf dem Torffeld waren, nicht herum kommandiert?

Nein, nein. Er hatte ja seine Arbeit. Er war beschäftigt. Ihm war es manchmal sogar lieber, wenn ich mitgefahren bin, wenn ich selber mal ein wenig fahren durfte, dann hatte er mich am besten unter Kontrolle. Dann hat er gewusst, wo ich bin.

I: Er hat Ihnen da anscheinend vertraut, dass Sie keine Blödsinn machen?

L: Ja, freilich.

I: War das bei allen Eltern so?

Bei allen nicht, aber ich weiß einige. Es hat natürlich nicht immer so zusammen getroffen, dass derjenige, der die Maschine gefahren hat, ein Kind in meinem Alter hatte. Ich hatte einen Spezl, dessen Vater auch draußen arbeitete, manchmal haben wir die Brotzeit miteinander hinaus gebracht. Bei ihm war es auch normal, dass er bei der Arbeit der Erwachsenen dabei war und auch mal mitmachen durfte. Das war das Schöne, dass wir nie weiter geschickt wurden. Obwohl es für die Arbeiter eine harte Arbeit war. Sie haben ja schauen müssen, dass sie ihren Job gut machen.

I: Und wann sind Sie einmal in die Stadt nach Rosenheim gekommen?

Das erste Mal mit etwa zehn, elf Jahren zur Wiesn, zum Herbstfest. Es war das erste Mal, dass ich überhaupt in die Stadt kam. Dazu muss ich sagen, meine Eltern haben damals die Kantinenwirtschaft betrieben, die Werkskantine. Am

Sonntag war die Wirtschaft auch geöffnet. Da gab es keinen freien Tag für meine Eltern. Ich selbst habe, trotzdem meine Eltern so viel Arbeit hatten, eine schöne Kindheit und Jugend gehabt. Wir hatten zwangsläufig viel Freiheit. Mein Vater war den ganzen Tag in der Arbeit in der Filze. Um fünf Uhr kam er von der Arbeit heim, natürlich dementsprechend dreckig, staubig vom Torf. Dann hat er sich schnell gewaschen und die Arbeit ging für ihn in der Wirtschaft weiter. Am Abend kamen die Arbeiter, es war schließlich eine öffentliche Wirtschaft. Tagsüber kamen die Schlosser und haben sich Brotzeiten geholt. Meine Mutter richtete ihnen Wurtsemmeln her. Gekocht hat sie mittags für die Familie. Nur manchmal kochte sie für andere mit – eine Zeitlang für drei junge Kerle aus Rosenheim. Meine Mutter sagte damals, sie kocht sowieso für uns Kinder und meinen Vater – er kam in der Regel mittags heim zum Essen. Aber normalerweise gab es kein warmes Essen in der Wirtschaft. Ab der Zeit, als meine Eltern die Kantine betrieben, war meine Mutter zu Hause. Zuvor war sie auch in der Arbeit, beim Torfkasteln. Ich war etwa sieben Jahre alt, als meine Eltern die Wirtschaft übernommen haben.

I: Wo waren Sie denn als Kleinkind, wenn die Mutter den ganzen Tag über beim Kasteln war?

Im heutigen Pfarrheim war damals ein Kinderhort. Dort verbrachten wir nach der Schule etwa zwei, drei Stunden, bis die Mutter von der Arbeit heim kam. Ansonsten war immer eine Nachbarin da. Aber wir waren auch früh auf uns gestellt. Der Weg zum Kindergarten und zur Schule betrug etwa einen Kilometer, den gingen wir allein, später fuhren wir ihn mit dem Fahrrad. Wir waren immer eine ganze Schar Kinder auf dem Weg dorthin. Damals gab es noch mehr Kinder hier „bei der Salin“. Ich habe drei Schwestern, zwei ältere, eine jüngere. Meine jüngste Schwester ist geboren, als meine Eltern die Wirtschaft schon hatten. Einer aus der Werkstatt hat sie immer aus dem „Wagerl“ geholt, hat mit ihr gescherzt. Zuerst war sie schön sauber, wenn er sie wieder in den Wagen zurücklegte, war sie schwarz vom Torf. Da hat meine Mutter immer geschimpft: „Jetzt lass sie halt mal steh'n!“



Die „Saline“ [Arial der BHS mit Verwaltungsgebäude] zu meiner Kinderzeit, die Werkstatt (vorne links) und die Kantine (hinten rechts). Fotosammlung Laudien

I: Was gab es denn zum Mittagessen?

Viel Suppe. Sämtliche Arten von Suppen: Kartoffelsuppen. Graupensuppe. Eine Suppe war ein vollwertiges Gericht. Dazu gab es Brot. Das waren dicke, nahrhafte Suppen. Ich habe sie für mein Leben gern gegessen. Manchmal waren ein paar Wiener Würstl mit darin. Dann gab es Mehlspeisen, meist einen „Schmarrn“, manchmal auch Knödel mit Kraut. Ab und zu ein geräucherter Wammerl dazu. Wir waren nicht arm, das war damals die normale Kost.

I: Wie war das zur Zeit ihrer Großeltern?

Ich erinnere mich nur an eine Großmutter. Die anderen Großeltern kannte ich nicht. Mein Großvater war Torfstecher im Bürmoos bei Freilassing gewesen. Er war schon gestorben, als ich Kind war. Meine Großmutter heiratete ein zweites Mal, und zwar einen Mann, der bereits sechs Kinder hatte. Und sie selbst hatte ebenfalls sechs Kinder, eines davon war meine Mutter. Diese Großmutter kannte ich noch, sie starb 1965. Sie hat zwar immer recht „zwidern“ geschaut, aber sie war eine recht gute Oma. Ich habe sie gern gemocht, doch die Zeit war zu kurz, sie ist zu früh gestorben. Ihre letzten zwei Jahre verbrachte sie bei meiner Tante. In dieser Zeit habe ich sie als Kind nicht mehr so oft getroffen. Zuvor lebte sie in einer Baracke hier in Nicklheim. Die Baracken hatten immer den Namen nach ihren Bewohnern. Daher änderten die Baracken die Namen, wenn eine andere Familie sie später bewohnte. Es waren maximal 200 Meter von uns bis zur Woh-

nung meiner Großmutter. Ich selbst bin auch in einer Baracke geboren, aber das war schon eine bessere, die zweite Barackengeneration, könnte man sagen. Sie war nicht nur aus Holz, sondern sie bestand aus einem Holzgerüst und war dazwischen gemauert, ähnlich wie ein Fachwerkbau, von außen außerdem mit Mörtel verputzt.

Immer wenn ich zu meiner Oma hinter gegangen bin, fragte ich sie um ein Marmeladebrot. Das hat sie mir auch jedes Mal gemacht. Als Kleinkind konnte ich das Wort ‚Marmelade‘ noch nicht aussprechen, also sagte ich immer: „Belabelabo“. Das war noch in der Zeit, bevor wir die Wirtschaft hatten. Als meine Mutter am Abend von der Arbeit im Torffeld kam, sagte ich zu ihr auch „Belabelabo“. Sie verstand mich nicht. Zufällig kam die Oma vorbei. Da sagte die Großmutter: „Ein Marmeladebrot möchte er halt, der Bub!“

I: Hatten Sie Hunger, wenn Sie zur Großmutter gingen?

Es ist bei meinen Enkeln das Gleiche: Sie gehen zu den Großeltern, wenn sie was zum Naschen wollen. Aber ich war wahrscheinlich als Kleinkind sowieso oft bei der Großmutter, als meine Mutter noch zum Kasteln ging.

Lebensbedingungen der Eltern und Großeltern

I: Wo hat die große Familie Ihrer Großmutter mit zwölf Kindern gelebt?

L: In einer Baracke, von außen war es eine Holzhütte. Sie bestand aus zwei Räumen, einer Küche und einem Schlafzimmer. Die zwölf Kinder waren nicht alle gleichzeitig zu Hause. Der Altersunterschied betrug sicherlich 20 bis 25 Jahre. Von den sechs Kindern aus Großvaters erster Ehe lebten manche schon in Kolbermoor, arbeiteten im Tonwerk. Meine älteste Tante war in Grünthal.

I: Was hat Ihnen Ihre Mutter über ihre Kinder- und Jugendzeit erzählt?

Darüber haben wir eigentlich nie geredet. Das einzige, was sie immer erzählte, war, dass sie oft die Ziegen gehütet habe, und dass hinter der Baracke ein Stall stand. Den gab es zu meiner Zeit nicht mehr. Und über den Tod ihres Bruders erzählte sie oft: Er starb mit 17 Jahren an Kin-

derlähmung. Er war ihr Lieblingsbruder gewesen und sie war bei ihm am Sterbebett, er wollte nur noch mit ihr reden. Das erzählte sie oft.

Es war eine ganz einfache Stube, in der sie gewohnt hatten. Sie haben nicht gehaust, aber es waren einfache Verhältnisse. Die Bretter waren innen mit Lehm und Stroh verputzt und geweißelt. Von außen war es eine Holzhütte, aber von innen sah es wie ein Mauerwerk, wie eine normale Wand, aus. Dachboden gab es keinen. Eine Art Speis gab es außerhalb vom Haus. Manchmal machte man in den Torfstich hinein eine Art Keller. Das haben sogar wir Arbeiter draußen bei der Torfarbeit übernommen, wenn wir Bier kühl stellen wollten. Dazu sticht man einen frischen Torfstich heraus, mit Heidekraut dichtet man das Loch ab. Es sieht wie eine Höhle aus. Im Sommer bleibt es kühl darin.

I: Ist Vorratshaltung betrieben worden, zum Beispiel für Kartoffeln?

Nein. Ich weiß noch, wie meine Mutter erzählt hat, dass sie als Kind zum Betteln gegangen ist, nach Feilnbach und Westerndorf rüber zu den Bauern. Später, als sie die Geißen gehabt haben, hatten sie ein „bissl“ was zum Tauschen. Und so haben sie halt immer wieder ein paar Kartoffeln geholt, eingetauscht. Aber eine richtige Vorratshaltung gab es nicht. Man hatte das, was man bekommen hatte, nicht was man hat lagern können.

I: Wie war das für Ihre Mutter, wenn sie als Kind zum Betteln gehen musste? Hat sie darüber erzählt?

Betteln, das hört sich so an.... Sie hat zwar schon das Wort „betteln“ gesagt, aber es war nicht das Betteln in dem Sinne, dass man einfach bei den Leuten bettelte. Der Großvater machte zum Beispiel im Winter mit Weidenruten die Flechtkörbe. Und diese Körbe haben sie dann verkauft oder gegen Lebensmittel eingetauscht. Das war mit Betteln gemeint. Denn man hat ja nichts dafür an Geld verlangen können, sondern man hat halt genommen, was man dafür bekam. Flechtkörbe hatten keinen festen Preis. Der eine Bauer hat halt ein Stück Butter gegeben, der andere ein paar Äpfel, wenn es Sommer war.

I: Meinen Sie, dass Ihre Mutter, als sie Kind war, Hunger leiden musste?

Es muss für sie schwer gewesen sein, aber so direkt gehungert haben sie, glaube ich, nicht. Sie haben halt nicht immer alles gehabt. Aber wie schon gesagt, als sie die Ziegen hatten, haben sie sich einfach unter die Geiß gelegt und sie gemolken. Das hat dann wieder gereicht gegen den Hunger. Sie haben sicherlich nicht zuviel gehabt. Aber sie sind versorgt worden.

I: Haben Ihre Eltern damals im Winter Stempelgeld bekommen?

Stempelgeld hat es gegeben. Das weiß ich, weil sie dazu mit der Stempelkarte jede Woche nach Rosenheim haben fahren müssen, dann haben sie ein paar Pfennige bekommen. Das erzählte mir meine Mutter. Ich selbst kann mich auch als Kind nicht daran erinnern.

Wirtshausleben im „Filznstüberl“ in den 1960er Jahren

In die Wirtschaft gingen nur die Männer. Frauen sind ab und zu am Sonntag gekommen, aber das waren nur wenige: Sie kamen, um ihre Männer zum Mittagessen zu holen. Am Sonntag war die Wirtschaft schon zum Frühschoppen geöffnet. Um neun, halb zehn sind die ersten gekommen, bis zum Abend war Wirtschaftsbetrieb, bis halt niemand mehr da war. Manche blieben den ganzen Tag, andere gingen und kamen, wie es in der Wirtschaft halt so ist. Manchmal gegen Mittag kamen besagte Frauen, klopfen mit entsprechenden Gesten an das Fenster.

I: Welche Rolle spielte der Alkohol unter den Torfarbeitern?

Alkohol bei der Torfarbeit war normal. Gegen den Durst auf dem Torffeld hat man Bier getrunken. Das war weder verpönt noch verboten. Ein Verbot von Alkohol am Arbeitsplatz – davon war man weit entfernt. Ab den 80er Jahren hat es sich ein wenig geändert, denn die Maschinen wurden andere, auch gefährlicher. Aber zuvor waren die meisten Torfarbeiter ja händisch im Einsatz. Und auch wenn man eine Maschine gefahren hat, war es kein Thema, bei der Arbeit Bier zu

trinken. Im Sommer war es heiß draußen auf dem Feld, du warst vollkommen der Hitze und dem Staub ausgesetzt, da hat man etwas zu Trinken gebraucht, das sahen auch die Verantwortlichen ein. Bier war damals das ganz normale Getränk.

Zwei, drei Flaschen Bier nahm mancher Arbeiter für einen Tag mit. Das war eine normale Tagesration. Am Abend, wenn er sich hingesetzt hat, hat er vielleicht noch drei, vier Halbe getrunken. Mehr hat er nicht gebraucht, denn am Abend war er einfach fertig von der Arbeit. Die Wirtschaft war keine Goldgrube. Sie kostete meine Eltern einige Jahre ihres Lebens. Als wir Kinder schon größer waren, haben wir unseren Eltern immer geraten: „Gebt sie halt auf, das bringt doch nichts mehr“.

Die Leute kamen abends, tranken drei, vier halbe Bier. Verdient hat mein Vater daran sicherlich nichts. Die Wirtschaft war eher eine Art „Fruststation“ für die Arbeiter, so würde ich sie bezeichnen. Es war kein zwanghaftes Verhalten, bei dem die Leute sagen: „Ich muss das Bier jetzt haben.“ Man hatte halt bei der schweren Arbeit Durst und am Abend sagte man: „Jetzt geh’n wir noch auf eine „Feierabend-Halbe“. Die hat geschmeckt, die hat man sich verdient. Blieb man länger sitzen, kam die eine oder andere Halbe noch dazu.

Ich bin mehr oder weniger unter den Erwachsenen in der Wirtschaft aufgewachsen. Was mir schon als Bub auffiel: Die Männer waren den ganzen Tag über in der Arbeit beieinander. Und am Abend, wenn sie kamen, entweder gleich nach der Arbeit oder ein wenig später – ist wieder gearbeitet worden. Im Gespräch hat sich alles wieder um den Torfabbau gedreht. Das war zwangsläufig, denn sie kannten sich ja von der Arbeit. Dann wurde also nachbesprochen, was nicht so gut gelaufen ist, dann wurde mal wieder gestritten, dann wieder gescherzt. Aber die Gespräche haben sich den ganzen Abend, wenn sie nicht Karten gespielt haben, um die Arbeit gedreht. Nur am Samstag, Sonntag wurde Schafkopf gespielt oder Watten.

I: Was kann man denn so viel über die Arbeit reden?
Mei, das verstand ich als Bub auch nicht. Was ich zum Beispiel mitbekommen habe: Wenn einer krank war, und er hat sich abends doch mal in der Wirtschaft blicken lassen, das war das Schlimmste, was man als Torfarbeiter hat machen können. Den haben sie massiv angegriffen: Er könne tagsüber nicht arbeiten, aber abends in der Wirtschaft sitzen.

I: Warum war das so schlimm?

Weil die anderen Arbeiter ja tagsüber die Arbeit des Kranken mitmachen mussten, was durchaus möglich war. Oder sie mussten seinen Arbeitsplatz einnehmen, was vielleicht eine schlechtere Arbeit war. Die Arbeit an der Wurstmaschine oder am Bagger war ja auch schwer. Damals musste man noch viel von Hand schaufeln. Der frische, nasse Torf ist schwer. Obwohl schon maschinell gearbeitet wurde, fiel damals viel Handarbeit an. Mein Vater gehörte zu denen, die eine Maschine fuhren, aber die meisten anderen arbeiteten zu dieser Zeit noch händisch. Da hieß es halt: „Du Arbeitsscheuer!“ Wenn man so angeredet wurde, noch ein paar halbe Bier dazu kamen, konnte es schon kritisch werden. Das war nicht immer eitel Sonnenschein. Man ist zwar nicht unbedingt handgreiflich geworden, aber hat den anderen richtig beschimpft. „Bist den ganzen Tag daheim gelegen heut. Hast nicht arbeiten können, was?“, fing der Streit zum Beispiel an.

I: Und der so Angesprochene ist dann nicht wieder gegangen?

Das ist so die Mentalität, dass man es sich nicht nehmen lässt, in die Wirtschaft zu gehen. Voraussetzung war natürlich, dass derjenige, der krank war, am nächsten Tag wieder in die Arbeit ging. Sonst wäre er wohl nicht ins Wirtshaus gekommen. So dumm war keiner. Sonst hätte er am nächsten Tag Probleme mit dem Betriebsleiter bekommen. Irgendeiner hätte dem erzählt, dass er am Abend zuvor in der Wirtschaft gesessen war.

I: Es war also nicht so, dass Arbeiter einander gedeckt haben?

L: Nein, sie hätten denjenigen schon „voll hinghängt“. Das kam wahrscheinlich aus dem

Umstand, dass die anderen die Arbeit des Kranken mit leisten mussten. Finanziell hatten die Arbeiter keinen Nachteil, wenn ein anderer krank war, denn bezahlt wurde jeder einzeln nach seiner Leistung.

I: Wie war es im Winter, wenn gestempelt wurde, in der Wirtschaft?

In den sechziger Jahren haben die Arbeiter nicht gestempelt, es waren nur die „Kastlfrauen“ im Winter arbeitslos. Die Zeit, in der die Arbeiter im Winter ausgestellt wurden, kenne ich nur vom Erzählen der Alten her. In den sechziger Jahren gab es bereits Winterarbeiten im Torfwerk: Gräben richten, die Torffelder vorbereiten. Das ging, sofern der Boden nicht gefroren war. Außerdem musste man die Maschinen warten, reparieren, und so weiter. Auch mein Vater war ganzjährig im Torfwerk beschäftigt.

Die Arbeit der Mutter beim „Kasteln“

I: Was tranken die Frauen, wenn sie beim Kasteln waren?

Die meisten Frauen haben Tee getrunken. Schwarztee haben sie sich meistens gemacht. Draußen wenn du warst, konntest du nicht an den nächsten Stand gehen und dir etwas kaufen. Jeder hat sich selbst versorgen müssen. Das weiß ich noch von meiner Mutter.

I: Wann ging Ihre Mutter morgens aus dem Haus?

Um sieben fing die Arbeit an bis fünf Uhr abends. Wenn sie beim Kasteln auf dem Feld waren, haben sie mittags meistens draußen Brotzeit gemacht, meistens zweimal eine halbe Stunde.

I: Und wer hat aufgepasst, wie lange die Pausen waren?

Es gab draußen einen Vorarbeiter und einen Feldmeister. Im Torfwerk war der Betriebsleiter. Der Feldmeister hat kontrolliert, wieviel die Frauen gekastelt haben pro Tag. Und er suchte die nächsten Felder aus, er hat quasi die Arbeit eingeteilt, die Felder auf die Kastlfrauen verteilt. Den letzten Feldmeister kannte ich noch, er war bis etwa 1970 in dieser Form tätig. Dann gab es einen Vorarbeiter auf dem Feld. Vom Arbeits-

umfang hatte er mehr zu tun als der Feldmeister. Doch der Feldmeister hatte mehr Macht, wenn man es so nennen will. Die Hierarchien waren anders. Der Feldmeister war dort draußen wie ein kleiner König. Damals gab es die Gewerkschaften noch nicht so. Und so konnte sich der Feldmeister schon einiges erlauben. Wenn er meinte: ‚der passt mir heute gar nicht‘ oder so, dann konnte er schon einen Arbeiter nach Hause schicken. Das kam bestimmt nicht oft vor, aber die Möglichkeiten waren da.

I: War der Feldmeister auch ein Filzler?

L: Ja. Es gab mehrere, soweit ich weiß.

I: Und wie wurde man Feldmeister?

Voraussetzung war sicherlich das fachliche Wissen. Man ist in der Firma einfach aufgestiegen, wenn man die Stelle bekommen hat. Aber mei, wenn man ein bissl dazu getan hat, ist man schon dorthin gekommen.

Vom Brenntorf zum Frästorf und zur modernsten Torfhalle Europas

I: Wie hat sich die Technik des Torfabbaus in den letzten Jahrzehnten verändert?

Die erste große Veränderung war die Umstellung vom Hand- zum Maschinenabbau. Anschließend wurden die Verarbeitungs- und Verwendungsmethoden verändert, sprich vom Torf zum Brikett, der nur kurze Zeit hergestellt wurde, und dann zur Blumenerde, die damals Anfang der Sechzigerjahre eine völlig neue Verwendungsweise von Torf darstellte.

Am Anfang war der Handtorfstich. Den habe ich als Kind noch mitgemacht. Ich komme bereits aus der Generation, für die der Handtorfstich eher eine Freizeitbeschäftigung war. Ich kenne ältere „Filzler“, die ihren Eltern beim Torfstechen noch mithelfen mussten. Aber wir haben mithelfen dürfen, wenn wir wollten. Ich habe noch selbst gekastelt, das Torfstechen probiert, einfach damit ich wusste, wie das geht. Gottseidank habe ich es selbst nicht mehr machen brauchen.

Zu meiner Kinderzeit stellten viele Familien von der Torffeuerung auf Heizöl um. Im Betrieb erfolgte gleichzeitig die Umstellung auf Maschi-

nen. In der Wirtschaft hatten wir fast an der gleichen Stelle, wo der Torfofen gestanden war, in der entsprechenden Größe einen Ölofen. Das war in den anderen Häusern fast überall genauso. Statt Torf heizte man mit Öl. Es gab noch einige wenige Haushalte, die mit Holz heizten. Sie waren meist beim Forst beschäftigt, haben von daher günstig Holz machen können.



Der Sodenbagger im Einsatz 1959. Fotosammlung Laudien

Torf wurde bis in die 1960er Jahre mit dem Bagger maschinell abgebaut. Aber weil eben die Nachfrage nach Brenntorf nachließ, suchte das Torfwerk nach Alternativen zur Verwendung des abgebauten Torfs. Bei den ersten Frästorf-Versuchen, war ich dabei, denn mein Vater war daran beteiligt. Es kamen neue, andere Maschinen zum Einsatz; „Fiat-Raupen“ nannten wir sie. 1963 gab es die ersten Frästorf-Versuche um herauszubekommen, wie sich der Torf verarbeiten lässt, wenn man ihn fräst, statt ihn zu stechen. Der gefräste Torf war zuerst als Einstreu gedacht für Bauernhöfe, Pferdeställe und so weiter. Der Torf wird dazu sehr grob gefräst. So kam man vom Heiztorf weg und schaute, was sonst noch möglich wäre. Die Blumenerde ist erst 1967 gekommen.

I: Haben Sie immer im Torfwerk gearbeitet?

Ich lernte zuerst Elektriker. Nach der Bundeswehr kam ich 1974 zum Torfwerk. Aber über meinen Vater habe ich die gesamte Entwicklung seit den 60er Jahren gut mitbekommen. Und als Bub hatte ich ja die Werkstatt direkt vor der Tür. Ich bin aus dem Haus hinaus und alles um mich herum hat sich um den Torf, die Firma,

gedreht. Der Torfabbau war allgegenwärtig. Es war unser Spielplatz. Und so haben wir vieles mitbekommen, wir haben bei den Arbeitern zugeschaut, sie auch mal geärgert...

I: Was hat sich bei der Umstellung vom Brenntorf zum Frästorf geändert?

Erstens die Abbaumethode: Der Torf ist nicht mehr herausgebaggert worden, sondern mit der Maschine großflächig aufgefräst. Beim Brenntorf waren es ja herausgebaggerte Torfbrocken, die getrocknet werden mussten. Beim Frästorf musste man schauen, dass die Struktur möglichst locker bleibt. Mit dem Frästorf kam eine Vielzahl von Maschinen hinzu. Ich glaube, in dieser Hinsicht war es eine Arbeitserleichterung. Denn die Handarbeit ist weniger geworden, auch die schwere Handarbeit, wie zum Beispiel das Sammeln². Dafür waren beim Frästorfabbau die Arbeitszeiten manchmal „brutal“. Die Torfarbeiter sind – so könnte man sagen – auf einmal zu Bauern geworden. Sie waren vom Wetter und den Jahreszeiten abhängig. Der Sommer und die warmen Jahreszeiten mussten auf einmal voll ausgenutzt werden, so, wie der Bauer, der sein Heu einbringen muss. Sie haben also in Schicht und auch am Samstag, Sonntag arbeiten müssen. Wenn das Wetter schön war, wurde durchgearbeitet, dann gab es kein Wochenende - bis es zu regnen begann. Obwohl die Arbeit nicht mehr händisch, sondern vollmaschinell lief, war sie um einiges staubiger als beim Brenntorfabbau.

I: Hat es auch Nachtarbeit gegeben?

Anfangs ja, ich erinnere mich noch daran, als ich in den 70er Jahren im Torfwerk meine Arbeitsstelle hatte, installierte ich Lichter auf den Maschinen. Aber die Nachtarbeit hielt sich nicht lange. Es lohnte sich nicht, denn der Frästorf zieht in der Nacht Feuchtigkeit und es gab nicht viel Sinn, den frisch gefrästen Torf nachts auf Haufen zusammenzuschütten. Also hat man die Nachtarbeit wieder sein lassen. Lieber hat man am nächsten Tag wieder so früh als möglich mit der Arbeit begonnen und dann den ganzen Tag ohne Pause durchgefäst. Die Arbeiter haben sich abgewechselt, auch mit der Brotzeitpause, so dass die Maschinen durch-

gehend im Einsatz blieben. Das ging im Sommer von Mai bis maximal Oktober. Anfangs wurden etwa 20 Zentimeter Boden pro Saison weggefräst, später etwa 40 Zentimeter. Im September, Oktober wurde der Boden schon speckig. Und der gefräste Torf hat nicht mehr nachtrocknen können, weil die Nächte länger und die Bodenfeuchtigkeit höher war. Später stellte man fest, dass die Gefrierschicht im Winter günstig für den Frästorfabbau war. Je tiefer der Boden im Winter gefror, umso besser hat sich der Torf im nächsten Jahr fräsen lassen.

I: Die Fräsmaschinen waren also nur vom Frühjahr bis Herbst im Einsatz. Was machten Sie in der übrigen Zeit?

Felderpflege. Zur Zeit des Frästorfabbaus gab es keine Baggerkanäle mehr, sondern die Torfabbaubereiche waren Felder. Diese Felder haben wir gepflegt. Dazu gehörte in erster Linie das Gräbenziehen, damit die Felder entwässerten. Durch das Fräsen wurden diese Gräben im Laufe des Sommers oft wieder zugeschüttet: Wenn wir den Torf aufgefäst hatten, lag eine Frässhicht auf dem Feld. Wenn es in der Nacht daraufregnete, hat es die frisch gefräste Torfschicht weggeschwemmt, dann war die Arbeit umsonst. Wie beim Bauern. Dabei wurden die Entwässerungsgräben natürlich auch wieder zugespült, also mussten sie jedes Jahr nachgezogen werden. Das war zu Beginn noch eine halbautomatische Arbeit. Wir hatten einen alten, umgebauten Eimerleiter dazu, bei dem man hinter der Maschine noch händisch nachräumen musste. Später hatten sie schöne Keilfräsen, diese haben einen perfekten Graben gezogen. Wenn der Boden gefroren war, konnte man mit den Maschinen natürlich besser darauf fahren. Der Frost war aber in erster Linie gut für die erste Ernte im Sommer. Denn die erste Bodenschicht, die im Winter gefroren war, konnte man ganz locker fräsen. Wenn die Gefrierschicht abgetragen war, merkte man das gleich, der Torf wurde speckig.

I: Zur Zeit des Brenntorfabbaus haben sehr viele Frauen beim Kasteln gearbeitet. Das war beim Frästorfabbau nicht mehr notwendig.

Ja, das war der zweite Teil der großen Umstellung, in diesem Fall die Umstellung draußen

beim Feldabbau. Aber herinnen im Torfwerk gab es auch Umstellungen: Es wurden Verpackungsmaschinen angeschafft und diese haben wiederum die Frauen bedient. Das lose Material wurde in die Halle geliefert, wurde dort entsprechend aufbereitet - teils mit Dünger, teils ohne - und wurde dann mit automatischen Maschinen abgefüllt. Von dort weg gab es wieder viel Handarbeit: Von Hand kamen die Säcke in Umpacksäcke, die damals schon aus Plastikfolie waren. Die Umpacksäcke kamen auf Paletten in Kartons, damit sie gelagert und transportiert werden konnten. Und für diese Arbeiten konnte man zum großen Teil die Frauen vom Feld übernehmen. Manche hörten auch auf oder suchten sich einen anderen Arbeitsplatz.

In den 70er Jahren sind viele Frauen zum Forst³ gegangen, denn der Forst hat damals viele abgetorfte Flächen aufgeforstet. Viele Kastl-Frauen arbeiteten beim Setzen der jungen Bäume. Auf diesem Foto sieht man nur ausgelegten Flachs, dahinter steht der Wasserturm. Das Foto wurde etwa 1945 gemacht, auf dieser Fläche ist heute alles Wald.



Der Wasserturm mit Flachsfeldern. Die ausgetorfte Fläche wurde später aufgeforstet oder bebaut.
Fotosammlung Laudien

I: In diesen 70er Jahren war eine große Umstrukturierung im Gange. Die Arbeitsweise hat sich geändert, die Mechanisierung ging voran, Leute wurden ausgestellt. Wie wurde diese Zeit und ihre Veränderungen unter den Filzlern und Nicklheimern aufgenommen?

Ausgestellt wurden die Leute weniger. Durch die Maschinen hat man zwar nicht mehr so viel

Personal gebraucht, aber bei der Umstellung auf den Frästorfabbau haben die festen Arbeiter und Arbeiterinnen halt eine andere Arbeit bekommen. Es waren annähernd die gleichen Leute beschäftigt, nur halt an anderer Stelle oder im anderen Einsatz. Und man hatte einen natürlichen Rückgang der Arbeiterzahlen, weil viele ältere dabei waren, die in Rente gingen. Und diese Stellen wurden einfach nicht mehr ersetzt. An dieser Umstrukturierung und dem Aufbau der neuen Anlage war ich selbst beteiligt. Wir haben ein vollkommen neues Werk gebaut und ständig modernisiert. 1980 hatten wir das modernste Torfwerk in ganz Europa. Wir hatten natürlich einen Ingenieur, der die Pläne und Vorgaben machte, aber umgesetzt haben wir sie vor Ort selbst. Nur die Verpackungsmaschinen wurden komplett geliefert, aber wir schlossen das Ganze zu einer Verpackungsstraße zusammen. Wir überlegten uns den Ablauf, dass sich die Säcke zum Beispiel richtig drehen, und so weiter. Zuvor mussten die Säcke noch händisch aufgenommen und in die Waggonen verladen werden. Der Leidtragende war hier der Arbeiter, denn das Verladen war eine schwere Arbeit: Ein Sack wog zwischen 30 und 35 Kilogramm. Der Arbeiter oder die Arbeiterin musste ihn aufnehmen, damit zehn Meter gehen und ihn im Waggon ablegen. Solange der Waggon noch leer war, ging es, aber dann mussten die Säcke über Kopfhöhe aufgeschichtet werden. Das war eine harte Arbeit. Also fing man an, die Leute auf verschiedenen Plätzen einzusetzen, sie abzuwechseln.

I: Haben Sie sich diese Abläufe im Team überlegt?
Wir hatten einen Geschäftsführer. Bei dem Umbau hatten wir natürlich Vorgaben. Aber die Details, wie man ganz praktisch etwas verbessern konnte, das war immer wieder eine Idee entweder von einem Einzelnen oder wir überlegten gemeinsam, die Elektriker und Schlosser miteinander. Ich baute zum Beispiel selbständig eine Verpackungsmaschine inklusive der elektronischen Steuerung. Der Geschäftsführer sagte nur, wie er sich die Maschine vorstellte. Die Maschinenwände machten unsere Schlosser. Aber den kompletten Ablauf sollte ich mir überlegen, wie man das realisieren konnte. Das war für mich als Elektriker natürlich

interessant. Meine Arbeitsstelle ließ mir viele Freiheiten. Das war für mich das Schöne an der Arbeit.

Persönlicher Berufsweg

Als Jugendlicher hatte ich mir fest vorgenommen: Im Torfwerk arbeitest du einmal nicht. Das war meine feste Überzeugung. Über die Wirtschaft meiner Eltern hatte ich mitbekommen, wie der Torfabbau das gesamte Leben bestimmte. Am Abend wird auch noch gearbeitet, dachte ich als Kind, wenn sich die Männer über nichts anderes als ihre Arbeit unterhielten. Ich sagte mir: Am Abend möchte ich meine Ruhe, möchte andere Leute sehen. Aber dann ist es ganz anders gekommen.

I: Aber Sie haben doch zuerst eine Elektrikerlehre in Rosenheim gemacht.

Mit 13 Jahren habe ich die Lehre begonnen. Wir waren damals zum Beispiel am Bau des Sparkassenhochhauses beteiligt, oder am Bau der Fachhochschule. Dort war ich als Lehrbub zwei Jahre lang beschäftigt. Dorthin bin ich morgens mit dem Radl direkt zur Baustelle gefahren, am Abend die 15 Kilometer wieder zurück. Erst als ich später den Autoführerschein hatte, fuhr ich mit dem Auto zur Arbeit. Ich konnte immer sehr selbstständig arbeiten, hatte nach der Lehre bald selbst einen Lehrbuben zugeweiht bekommen. Als ich 1973/74 vom Bundeswehrdienst zurück kam, war das inmitten einer Bauflaute. Doch als junger Mann wollte ich natürlich Geld verdienen. Aber Akkordbauten gab es damals keine, mein Arbeitgeber konnte mir keine geben. Und gleichzeitig hatte der damalige Betriebsleiter der Torfwerke meine Mutter immer wieder gefragt: „Frau L., Sie haben doch einen Buben, der Elektriker ist. Wir bräuchten dringend einen dritten Elektriker.“ Ich sagte damals zu meiner Mutter: „Nein, das habe ich mir geschworen, dort fange ich nicht an!“ Aber der Betriebsleiter ließ nicht locker, bei jeder Brotzeit in der Wirtschaft sprach er meine Mutter wieder daraufhin an. Ich sagte, das habe keinen Sinn, ich mache das nicht. Und herausgekommen ist genau das Gegenteil: Ich blieb bis zur Schließung.

I: Was war der Grund für Sie zu sagen, ich lerne einen Beruf?

L: Ich wollte immer einen Beruf haben. Das war schon damals für mich wichtig. Mir war klar, wenn ich Facharbeiter bin, kann ich mir aussuchen, wo ich arbeiten will. Auch wenn es beim Torfwerk Schlosser und Maschinisten gab, ich schaute überhaupt nicht auf die Torfarbeit. Dafür hatte ich keine Ambitionen.

I: Warum war die Tätigkeit Ihrer Eltern für Sie nicht erstrebenswert?

Weil es ja kein Beruf war. Ich wollte etwas lernen, einen technischen Beruf ergreifen. Eigentlich wollte ich Feinmechaniker lernen. Aber die einzige Möglichkeit dazu war in Kiefersfelden, dorthin ist mein Vater mit mir auch gefahren, aber sie haben keinen Lehrling eingestellt. Und so kam ich zufällig zur Elektrik.

I: War es auch Ihren Eltern wichtig, dass Sie einen Beruf erlernten?

Meine Eltern haben mir hier die Entscheidung überlassen. Sie haben nicht darauf gedrängt, waren aber froh, als ich mich für eine Lehre entschied.

I: Es ist ja erstaunlich, dass Sie damals als Dreizehnjähriger schon so vorausplanend gedacht haben.

Ich war in der letzten achten Klasse. Nach meinem Jahrgang gab es das neunte Hauptschuljahr. Daher war ich erst 13 Jahre alt, als ich aus der Schule kam.

Meine Ziele waren damals schon, und ich habe sie auch erreicht, eine gute Arbeit, einen guten Job in einem Betrieb, Familie und ein Haus zu haben. Das Haus war vielleicht der Grund, dass ich doch bei der BHS⁴ zu arbeiten begonnen hatte: Damals gab es bei der BHS die Möglichkeit, einen Baugrund zu erwerben. Die gesamte Straße hier war einmal BHS – Fläche. Man musste sich um ein Baugrundstück bewerben. Nur dort zu arbeiten, war noch keine Garantie, dass man auch ein Grundstück bekommen hätte. Es sind auf jeder Straßenseite zehn, zwölf Parzellen, aber mit 2000 Quadratmetern und manche noch größer. Als mich der damalige Betriebsleiter anwarb, sagte er zu mir: „Fangen Sie an bei uns,

kriegen S' einen Grund.“ „Garantieren Sie mir das?“ „Nein, net, das geht über den Vorstand, man muss es beantragen. Er kann es befürworten, aber entscheiden tun es andere in München,“ sagte er. Diese Möglichkeit, einen Baugrund zu erwerben, war mit ausschlaggebend dafür, dass ich doch bei der BHS zu arbeiten begonnen hatte. Denn das Geld für einen Baugrund zu erarbeiten, war schon damals unmöglich, das hatte ich damals schon überbissen. Und von zu Hause habe ich ja nichts bekommen können. Ich wusste: wenn ich mir selbst einen Baugrund erarbeiten wollte, dazu noch ein Haus bauen, das würde ich nicht schaffen. Und so schloss ich für mich meinen Frieden mit dem Torfwerk, mit dieser Aussicht. Ich stellte sofort einen Antrag, aber ein paar Jahre musste ich warten. Sie waren mit mir zufrieden, und so bekam ich den Baugrund. Es war damals die Strategie der BHS-Werke, dass sie ihre Arbeiter an das Werk durch den Baugrund binden. Die Grundvergabe war rechtlich abgesichert. Die BHS hatte das Rückkaufsrecht.

I: War es damals außergewöhnlich, dass ein Unternehmen solche Angebote an seine Arbeiter machte?
Ja, schon eher. Die Vergabe der Baugründe war ein Zugpferd, dort zu arbeiten. Sonst hat eine Firma ja gewöhnlich nicht soviel Grund zu verteilen. Das war schon die Ausnahme.

I: Es hätte ja auch sein können, dass die Geschäftsführer selbst ein Geschäft mit den Grundstücken machen wollten.

Nachher haben sie es ja auch so gemacht. Wenn Sie wüssten, was zur BHS alles an Grundstücken gehört hatte: Die besten Lagen in München, Peißenberg, Reichenhall, Rosenheim, Berchtesgaden, dort war auch ein Werk.

Ich war acht Jahre lang Betriebsratsvorsitzender. Die BHS wurde 100%ige Aktiengesellschaft und schließlich wurde im Bayerischen Landtag beschlossen, dass der Torfabbau eingestellt wird und die Moore geschützt werden müssen. Dann hieß das Torfwerk zwar offiziell noch BHS, aber der Bayerische Staat hatte sich als Aktionär verabschiedet und die Werke gingen an die SKW⁵ Trostberg. Und die haben sich die besseren Sa-

chen herausgepickt. Sie haben eine Immobilien-Treuhand-Gesellschaft gebildet, die die Immobilien verwaltete und diese dann veräußerte.

Im Betrieb waren die Umstellungen im Gange. Der Umgang unter den Arbeitern wurde immer härter, das Betriebsklima rauer. Denn von oben her wurde immer mehr Druck ausgeübt. Daher ging damals unser Werksmeister, und ich übernahm seine Stelle. Meinen Vorgänger hatte ich gerade 14 Tage, damit er mich einarbeiten konnte. Aber alles weitere musste ich selbst schauen, dass ich es mir erarbeitete. Der Werksmeister war für Produktion und Versand zuständig, der Betriebsleiter für das gesamte Werk. Zur BHS gehörten mehrere Werke in Deutschland: Westerbeck und Aschhorn bei Stade/ Hamburg, Gifhorn bei Braunschweig und in Österreich: Bürmoos. Das Werk Aschhorn baut heute noch Torf ab. Als ich den Werksmeister-Posten übernommen hatte, waren es 48 Leute. Zum Schluss waren es noch 25.

I: Wie viele Leute waren zur Zeit Ihrer Eltern im Torfwerk beschäftigt?

Etwa achtzig bis hundert. Ich habe ja damals viele Unterlagen einsehen können, als ich Betriebsrat war. Das Firmenarchiv kam ins Staatsarchiv nach München. Es ist erfasst aber noch nicht bearbeitet. Daher ist es im Moment noch nicht einsehbar.

Erzählungen über die Kriegs- und Nachkriegsjahre in Nicklheim

I: Sie waren oft in der Wirtschaft und haben als Junge sicher gut zugehört, was die Männer über die Kriegszeit und Nachkriegszeit erzählt haben.

Relativ viele Arbeitskollegen meines Vaters kamen aus Pommern, Schlesien, mein Vater kam aus Ostpreußen. Und wenn sie über den Krieg geredet haben, dann eigentlich nur über ihre alte Heimat. Das ist mir als Kleiner schon aufgefallen. Da haben sie sich manchmal richtig in die Vergangenheit hineingetrunknen. Über den Krieg haben sie nur kurz begonnen zu reden, und dann ging es wieder um die Heimat. Einer, zum Beispiel, brauchte nur zu sagen, wenn er einen Leberkäse oder Wurstsalat bestellt hatte – das waren die Gerichte in der Wirtschaft – eine

Speisekarte wie heute hat es nicht gegeben. Und wenn Besagter also rief: „Erich, bring mir noch einen Mostrich!“ Das war das Stichwort. Und schon waren sie wieder „daheim“. Mostrich ist in Pommern und Ostpreußen das Wort für Senf. Zum Schluss sind sie halt da gesessen und haben gesungen. Die Lieder kann ich nicht mehr nennen, aber es müssen Volkslieder von dort gewesen sein, denn sie kannten die Lieder alle auswendig.

I: Ihr Vater kam von Ostpreußen. Hat er also reines Hochdeutsch geredet? Wie war das mitten unter den „Fuizlern“?

Er hatte in der Arbeit schon zu kämpfen, dass er sich seinen Platz sichern konnte. Er hat die Arbeit mögen, er war geradeaus, hat sich nichts gefallen lassen. Und so, denke ich, hat er sich durchgesetzt. Aber als Preuße war es am Anfang nicht einfach. Das erzählte mir auch meine Mutter.

I: Was war dabei schwierig?

Da hieß es halt: „Du Dahergelaufener“ und so. Sein Flüchtlingsstatus war eigentlich das Problem. „Was machst denn du hier? Willst mit uns mitarbeiten, und magst uns etwa auch noch etwas anschaffen?“ Denn derjenige, der die Maschine fuhr, hatte halt auch das Sagen, das ging gar nicht anders. Das war dann für manche, nicht für alle, aber für einige war das nicht so einfach. Das waren halt so Positionskämpfe.

I: Als Außenstehender stellt man sich oft vor, dass unter den Arbeitern die Solidarität und der Zusammenhalt größer gewesen wäre als woanders. Ist das eine Illusion?

In der Masse hat es wieder gepasst. Wir haben nach außen hin immer zusammen geholfen. Aber einer, wie zum Beispiel mein Vater, der nicht von hier war, er hat sich seinen Platz erkämpfen müssen, bis er akzeptiert war. Dann hat es nichts mehr gegeben. Bei uns hat die Wirtschaft sicherlich auch dazu mitgeholfen.

I: Wie kam Ihr Vater nach Nicklheim?

Mein Vater hat unter dem Krieg als Wehrmachts-soldat Gefangene bewachen müssen. So lernte er meine Mutter hier in der Filzn kennen, und ist



Zwei Wohnhäuser im Inntaler Stil, die Ludwig Nickl 1910-1913 errichten ließ.
Sie dienen zum Teil als Arbeiterwohnungen. Im Vordergrund das Bahngleis, das den Ort durchquerte.



Die Kirche in Nicklheim wurde 1927 gebaut.
Fotos: Familienarchiv Ludwig Nickl

schließlich dort hängen geblieben. Meine Mutter war damals seine erste Anlaufstelle, als er aus der Kriegsgefangenschaft entlassen wurde.

Kriegsgefangen-Sammellager

In der Wirtschaft war unter dem Krieg eine Art Sammellager für Kriegsgefangene, die aber nicht hier zum Arbeiten eingesetzt wurden. Ein Teil kam meines Wissens von hier aus nach Bad Aibling und wurde von dort weiter verteilt. In der Werkskantine war damals im oberen Stockwerk ein Saal, wo heute die Wohnungen sind. Zum Teil waren die Gefangenen auch im Maschinenhaus neben der Kantine untergebracht. Das Sammellager war eine Anlaufstelle, wo die gefangenen Soldaten übernachteten. Ein Teil kam wieder nach, ein Teil wurde versetzt an den eigentlichen Arbeitsplatz, und so weiter. Je nach Gesundheitszustand.

I: Wie viele Leute hatten dort Platz?

Meine Mutter hat einmal von rund 70 Leuten gesprochen, die vom Maschinenhaus kamen. Meine Mutter war schon mit 15, 16 Jahren in Stellung bei der damaligen Wirtin, der damaligen Pächterin der Wirtschaft. In der Wirtschaft wurden die Gefangenen ja auch gepflegt. Meine Mutter hat ihnen die Suppe gekocht, sie ihnen bringen müssen. Sie lernte damals bei der Wirtin das Kochen. Wie sie das gemacht hat, war der Wirtin nicht immer recht. Ich glaube, sie hat es mit den Gefangenen zu gut gemeint. „Das geht so nicht, wir müssen die Leute ja noch länger versorgen. Es muss auch was verdient sein.“ So lauteten wohl die Argumente der Wirtin. Und meine Mutter war ein junges Mädchen, sie hat in erster Linie in den Gefangenen die Menschen gesehen, und hat es halt in den Augen der Wirtin oft zu gut gemeint mit der Suppe, sie war wohl zu reichhaltig. Die Wirtin hatte den Auftrag gehabt, die Gefangenen zu verköstigen, hat dafür Geld bekommen.

I: Wurden die Gefangenen in der Filze zum Torfabbau eingesetzt?

Nein, soviel ich weiß, nicht. Auch mein Vater wurde wieder woanders eingesetzt. Dadurch, dass die Gefangenen hier keine Arbeit hatten,

musste er auch wieder weg. Aber er hatte hier die Verbindung zu meiner Mutter geknüpft. Und gleich nach seiner Entlassung aus dem Kriegsgefangenenlager 1947 haben die beiden geheiratet.

I: Was haben die Leute denn über die Wirtin gesagt, wenn sie vermutlich die Lebensmittelmarken in der Hand hatte?

Mei, geschimpft wurde nicht. Ich habe sie ja noch persönlich gekannt. Wir haben zum Beispiel die Nüsse von ihr bekommen, die im „Schokolad drin“ gewesen waren. Nur haben wir es nicht gewusst, dass die Haselnüsse vorher in ihrer Schokoladentafel waren. Das war in den 1960er Jahren, als bereits meine Eltern die Wirtschaft innehatten und die ehemalige Wirtin praktisch wie im Austrag im ersten Stock über der Wirtschaft wohnte. Ab und zu haben wir kleine Zellophantüten von ihr bekommen, gefüllt mit schönen, weißen Haselnüssen. Wir Kinder haben uns natürlich darüber gefreut. Ich weiß nicht mehr, wie wir darauf gekommen sind, dass die Nüsse aus ihrer Schokolade stammten. Sie mochte jedenfalls gern den „Schokolad“, aber nicht die Nüsse darin. Die bekamen dann wir.

Dann hatte sie ein „Bodschamperl“, ein Nachthaferl. Das hat sie uns nicht nur einmal, sondern ein paar Mal darüber geschüttet. Das war natürlich auch unser Fehler. Wir Buben waren etwa im Alter von 10, 12 Jahren. Hinter dem Haus stand ein Birnbaum, dort sind wir Jungs aus der Nachbarschaft öfters gesessen und haben Schafkopf gespielt. Manchmal ist es halt auch lauter geworden, wie es halt so ist, wenn man Schafkopf spielt. Sie hat dann von oben gedroht und auf einmal hast du gerade noch zwei Augen über dem Fenstersims gesehen. „Alarm!“ hat es dann nur noch geheißen. Wenn wir die Zeit dazu hatten, sind wir schnell auseinander gestoben, aber meistens kam eine Ladung auf uns runter. Die Frau war da rücksichtslos. Sie war natürlich schon eine sehr alte Frau damals, und wir haben es manchmal auch mit Absicht ein wenig forciert. Das ist ja klar. Und ein paar Mal haben wir sie tatsächlich übersehen: die Ladung aus dem Nachthaferl.